

(Nachdruck verboten.)

201

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

Solange sie denken konnte, hatte sie's nicht übers Herz gebracht, sich gegen den Vater offen auszusprechen. Nun hatten ihr Drang und Not das Siegel von den Lippen genommen. Die Hände auf die Brust gepreßt, harrte sie seiner Antwort. Eine innere Stimme sagte ihr, in dieser Stunde würde sich ihr Schicksal entscheiden.

Der Bauer war ans Fenster getreten. Das Gesicht der Straße zugekehrt, hatte er nur widerwillig zugehört. Nun wandte er sich um. Seine Miene verriet Abgunst und Unverföhllichkeit.

„Du hast kein Tropfen Blut von mir,“ sagte er schroff. „Das Gewelsch hast Du umsonst gemacht. Der Lumpenstecher, der mich mein halb Vermögen kost', soll in der Höl' Säusupp fressen! Eh' rechen ich mit Dir ab. Willst Du von ihm lassen oder net?“

„Ich will auf'm Fleck sterben, wann ich von ihm lass!“ sagte sie unerschütterlich.

Dem Peter schwellen die Adern an der Stirn.

„Dann sein wir geschiedene Leut, und Dein Platz is vor der Tür!“

„Gut, Vater, ich geh,“ gab sie zurück. „Und wann Ihr wollt, morn am Tag.“

„Du seist eh null für mich, packst Dich sofort!“

Sie ward bleich wie der Tod.

„Eh' in der Nacht seht Ihr mich auf die Gass'? Das kann Euer Ernst net sein.“

„Mein bölliger Ernst!“

„Das tut man ja keinem Hund!“

Seine Häufte ballten sich.

„Du Schnippel! Du weist ja, wo Du hinzugehn hast.“

„Vater!“ schrie sie verzweiflungsvoll.

Seine Füße stampften den Boden.

„Enaus!“

Ein Krampf erschütterte ihren Körper. Ihr Blick ging wie irr in der Stube umher. Dann sagte sie mit ersticker Stimme: „Ich hab nur noch ein Weg. Das weiß ich: he jägt mich net fort!“

Sprach's und schritt hinaus. — —

Der Stein, der Weilandts Stirn getroffen, hatte einen klaffenden Riß hinterlassen. Das Blut rann ihm über das Gesicht. Sein Kopf ruhte schwer auf der Brust. Er stöhnte laut. Nicht weil ihn die Verletzung schmerzte. Die würde bald heilen. Die kummerte ihn nicht. Die Wunde, die ihm die Unmenschen ins Herz geschlagen, verharste nie.

Gedanken kamen in schwarzen Schwärmen und nisteten sich bei ihm ein. Acht Jahre war's, daß er sein Amt hier angetreten hatte. Mit all seiner Kraft, mit ganzer Seele hatte er seine Berufspflicht erfüllt. Er war den Kindern ein treuer Lehrer gewesen. Als etwas Hohes, Heiliges war's ihm erschienen, die man ihm anvertraut, zu tüchtigen Menschen heranzubilden. Nicht zufrieden damit, daß er das Licht in der Schule entzündet, war er auch zu den Eltern gegangen. Aufriitteln, emporheben wollte er sie. Und er hatte sich redlich bemüht, immer von der Hoffnung getragen, daß sie den Geist der Zeit begreifen lernten. Er hatte wenig Dank geerntet. Dank kostete doch nichts. Aber sie brachten ihm noch Argwohn entgegen. Dessenungeachtet hatte er geglaubt, er dürfe den Mut nicht sinken lassen. Fanden sich ein paar Gutgesinnte, war die Freude doppelt groß. Freilich nur eine kurze Freude. Er hatte ihnen die Kasse gegründet. Nun sagten sie, die sei bankrott. Er hatte noch keinen Beweis dafür. Dem einzigen, der Aufschluß geben konnte, hatte ihre Roheit den Mund geschlossen. Er hatte dem Krämer's Karl blindlings vertraut. Aber hatten sie's nicht alle getan? Daß er, Weilandt, das Beste gewollt, wer durfte ihm das strittig machen? Und doch waren sie wie die Bluthunde über ihn hergefallen, hatten ihn an Leib und Leben bedroht, hatten seine Menschenwürde mit Füßen getreten. O über die Einfalt, daß er gewöhnt, hier oben eine Heimat zu finden! Sein Heimats-

traum war ausgeträumt. Seine Rechnung war in die Brüche gegangen.

Es klopfte. Er fuhr auf. Würden sie ihn bis in die Stube verfolgen? Von diesen Raufbolden konnte man alles erwarten. Nur zu! Er würde sein Leben teuer verkaufen.

Es pochte wieder.

„Herein!“

Die Tür öffnete sich. Auf der Schwelle erschien die Marie.

Er wollte seinen Augen nicht trauen.

„Du bist's, Marie?“

Sie sah die Wunde an seiner Stirn, sah das blutüberströmte Gesicht und stieß einen Schreckensruf aus.

„Ja, Marie, so haben sie mich zugerichtet!“

„Herr Jeeses im Himmel! Du Armer, Du Lieber!“

In diesem Augenblick hatte sie all ihr Leid vergessen, zerging in Erbarmung und Mitgefühl. Helfen, nur helfen wollte sie dem, der ihr der Liebste war auf der Welt.

Sie lief hinaus. Brachte Wasser herbei. Tauchte ihr Sacktuch hinein und wusch ihm Stirn und Gesicht.

„Du Armer, Du Lieber! Wann's nur net schlimm is!“

„Ach, was Du denkst! 's ist nicht schlimm.“

An der Wand hing ein Handtuch. Das legte sie ihm um die Stirn.

„Ich hab sonst immer Verbandzeug im Kasten,“ sagte er. „Gestern hab ich das letzte dem Dipp's Menz gegeben.“

Die Wunde mußte doch wohl tiefer reichen, denn das Blut rieselte unter dem Handtuch hervor.

Drunten im Schulsaal, fiel ihm ein, lag im Schrank noch ein wenig Watte. Auch eine Mullbinde würde sich da finden.

Gleich war sie fort und holte beides herauf.

Während sie die Wunde aufs neue wusch und verband, beschloß sie, Weilandt noch nicht zu sagen, was zwischen ihr und dem Vater vorgefallen. Es würde ihn ganz durcheinander bringen. Sie blieb ja bei ihm. Hatte er sich erst ein bißchen erholt, erfuhr er's immer noch früh genug.

Der Dürhannes am Hegweg, erzählte sie, hatte sich beim Nähen einmal mit der Sense verletzt. Da nahm er einen Feldstein, bestrich dreimal die Wunde damit und sprach: „Ich gebiet dir Blut durch Christi Blut, steh still!“ Und wirklich, das Blut stand still. Der Kühl's Adam hatte sich das Knie auf gefallen, legte zwei Strohhalme kreuzweise darüber, und das Bluten hörte auf. Reißt waren es alte Leute, die sich auf die Dinge verstanden. Dieser und jener besaß auch ein Buch, worin man allerlei Merkwürdiges über Wundbehandlung las. Keiner gab's aber aus der Hand.

So plauderte sie.

Er sah nach der Uhr und sagte: „Ich dank Dir, Marie, daß Du gekommen bist. Aber ich bitt Dich, jetzt geh!“

„Du brauchst eins,“ sprach sie zutraulich, „und ich feint Dir die Nächst' dezu.“

„Ich brauch niemand, Marie. Ich bitt Dich, geh!“

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals.

„Ich laß Dich net allein. Ich bleib bei Dir!“

Er machte sich von ihr los.

„Das kannst Du nicht, das darfst Du nicht. Du gehst! Das bist Du mir schuldig, Marie.“

Nicht eben freundlich fuhren ihm die Worte heraus.

Sie war überrascht, ja höchlich betroffen. Jetzt, da sie ihn pflegen, da sie ihm beistehen wollte, hieß er sie gehen?

Nein, daß sie ihm nicht unrecht tat. Die Wunde war schmerzhaft und machte ihn hitzig. Er war gar zart. Er hielt nicht viel aus.

„Ich hab in den schrecklichen Stunden Jahre durchlebt,“ sprach er heftig weiter. „So ein paar Stunden können gar viel ändern. Sie haben mir die Flügel beschneiden. Jeder soll sehen, wo er hingehört. Und ich gehör nicht hierher. Das ist mir nun alles klar geworden. Die längste Zeit bin ich hier gewesen.“

„Du willst fort?“ stieß sie heraus.

„Ja,“ versetzte er, „ich will fort!“

„Großer Gott,“ schoß es ihr durch den Kopf, „eh' is alles aus!“

Er redete sich in immer größere Erregtheit hinein: „Ich bin mir zu gut für das Bauernvolk. Ich find auch anderswo“

meinen Platz. Und sind mein Brot. Aber ich hab meine Feinde, droben und drunten. 's sollte nur einmal lautbar werden, daß Du hier nachts bei mir warst, das Maulrücken würde kein Ende nehmen. Ich bitt Dich, geh!"

"Ich hab mich mit meinem Vater verworfen," brachte sie mit zitternder Stimme heraus. "Se hat mich von Haus und Hof gejagt. Das all wegen Hart!"

"Und wenn!" sagte er hart. "Hier kannst Du nicht bleiben. Ich will dem Skandal keine neue Nahrung geben. Geh, Marie, geh!"

Sie fühlte, wie ihr Herzschlag stockte. Um ihrer Verlobtschaft willen hatte der Vater sie verflammt und verstoßen. Ihr Bräutigam, bei dem sie Zuflucht suchte, trieb sie mit barschen Worten fort. Das war mehr, als Fleisch und Blut ertragen konnten. Weilandt sprach nur von sich, immer nur von sich. War sie denn nichts, rein nichts neben ihm? Sie hatte doch auch etwas zu verlieren, hatte doch auch ihr Ehrgefühl. Freilich, in ihrer Arglosigkeit hatte sie gar nicht so weit gedacht. Sie wäre die ganze Nacht bei ihm geblieben. Und wenn sie mit Fingern auf sie gewiesen hätten und geschmüht hätten: "Die hat die Nacht beim Lehrer kampiert!" Sie hätte's auf sich genommen. Für ihn hätte sie alles, alles getan.

"Ich geh!" sprach sie mit zuckenden Lippen. Und band ihr Kopftuch um und ging.

Draußen war, nachdem es tagüber fast windstill gewesen, mit einem Male der Südost aufgeprungen und schnaubte sie an. Sie achtete dessen nicht, schritt an der Kirche vorüber, die Eichgasse hinunter. Ihr war, als bräch ihr das Herz entzwei. Die Gerechtigkeit konnte den Weg nicht mehr finden, die Liebe lag auf der Totenbahre. Wie war denn all ihr Leben gewesen? Doch nur ein Leben mit ihm, vor dem alles für sie in nichts versank. Es war immer dasselbe und war immer neu. Jeder Tag war doppelt gezählt. Frühmorgens, wenn sie ihr Werk begann, wanderten ihre Gedanken zu ihm und waren bei ihm den ganzen Tag. Abend für Abend, eh sie zur Ruhe ging, holte sie aus ihrem Schreiben das Lieberbuch, das sie von ihm bewahrte. Selbighmal, da er es ihr schenkte, waren sie noch nicht einig gewesen. Er hatte ein Lied angestrichen. Nur mit einem winzigen Strichelchen. Aber sie merkte es gleich. Das Lied hieß:

Wenn von Papier der Himmel wär'
Und jeder Stern ein Schreiber,
Und jeder Schreiber hätt' tausend Händ',
Sie schrieben nicht unsere Lieb' zu End'.

Das gefiel ihr gar gut. Sie sang es im Bett liegend noch vor sich hin. Und schlief darüber ein. Einmal an Pauli-Befreiungstag hatte sie sich, wie die Mädchen taten, mit aufgelöstem Haar verkehrt ins Bett gelegt und hatte den Spruch hergesagt:

Der mir auf dieser Erden
Zum Mann soll geben werden,
Vater laß den einen
Mir im Traum erscheinen!

Und Weilandt war ihr im Traum erschienen. Sie hatte den Glauben. Der war felsenfest. Und sie war wie im Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Adolf Glasbrenner und der Berliner Volkswitz.

Oft ist es nur ein drollig verdrehtes Wort, das launig gesagte Gegenteil von dem, was gemeint war, der Wurzelbaum eines Wortspiels, das Zerbild eines Wortes oder Bildes, das den Leser zum Lachen bringt, alsbald aber einen Kern verspürbar macht, der das Lachen in eine nachdenkliche, verständnisinnig schmunzelnde Stimmung ausmünden läßt. Schnell ist man auf den Veritektstil eingestellt. Mit einer gewissen Vorliebe läßt Glasbrenner Beschwipste roden. Das tat auch Restroh. Mit deren verwirrtm Kauderwelsch ließ sich Staatsgefährliches so schön in der nötigen Entfernung vom Notstift der Zensur ans Publikum heranbringen, das auf jede leise Andeutung eingestellt war. Die verbohrtte Reaktion glaubte ja auch das erdrücken zu können, was von den Hirnen längt als selbstverständlich aufgelesen war. Glasbrenner ist in jener zeitbedingten Kunst beschlagener und früher wach gewesen als Restroh, der die Metternichschen Spürhunde wie alle Literaten unmittelbar auf den Fersen hatte und in den dreißiger Jahren so ganz in bloßer Unterhaltung der Wiener aufging, daß Glasbrenner von ihm in seinem Wiener Buche sagte, er sei nur ein Pöbelndichter, aber kein Volksdichter. Dies Urteil — ähnlich und schärfer noch von Fr. Th.

Bischer gesprochen — ist nicht haltbar, aber immer verrät es Glasbrenners hohes Ziel.

Seine Volkstypen zeichnet Glasbrenner, mit liebevoll eingehendem Humor; bei dem Abbild der äußeren Wirklichkeit aber bleibt er nicht stehen: ihre Rede spinnt sich zur Satire aus, und beides ergibt im Zusammenwirken eine Fülle geistiger Anregung, deren Kraft sich nicht beim ersten Anhören erschöpft. Leben scheint sich oft in Leben zu schieben; es ist, als arbeite er mit dem dreiteiligen Spiegel, der seinen Gegenstand von allen Seiten zugleich schauen läßt. Was die Typen, die er zeigt, treiben, wie sie denken, alles wird im selben Augenblick sichtbar, und wenn sie sich politisch unterhalten, schiebt sich hinter dem unmittelbar nahen Wibe die geschichtliche Welt bedeutungsvoll belebt und beleuchtet auf. Darin offenbart sich Glasbrenners urechter Humor und dessen künstlerische Kraft.

Die Politik hat seinen Witz zu den stärksten Leistungen emporgeführt und viel, viel von dem vor Jahrzehnten Geschriebenen ist noch heute erdfrisch, weil der Mensch, der betrachtende sowohl als der geschaut, als ein Stück blutlebendiger Natur darin pulsiert. "Ich ahme das Leben nach," erklärte Glasbrenner, und er wollte damit sagen, daß seine Kunst, Menschentypen zu zeichnen, in keines Meisters Lehre gelernt, sondern sein selbstgeschaffenes Eigentum sei. Mit dem Edensteher Rante begann die Reihe der typischen Gestalten, die er aus der Zeitwirklichkeit herausholte. Sein Rante sollte dazwischen als der greifbare Proletarier, der, auf Gelegenheitsarbeit wartend, an den Berliner Strafgedenen zu finden war, "Sonnenbrater" genannt oder auch "Schildkröte", wegen der polizeilich befohlenen Listennummer am Arm; er sollte ein Bild des echten Edenstehers sein, "wie er lebt und lebt, wie er denkt und spricht, wie er isst und trinkt, ein Prototyp dieser Leute und der untersten Volksklasse Berlins überhaupt". Dem Rante folgte der Guckfänger, auch der ein Proletarier, und wie diese formte er in den dreißiger Jahren auch den Rentier Buffey, den Typus des kleinen, besitzfesten Bürgerstandes Berlins, gering an Wissen, aber bildungseifrig und von gesunden Instinkten und mit dem Herzen auf dem rechten Fleck: immer wieder betont Glasbrenner, hierauf komme es an. In dem Hest von der Berliner Volksjury rühmt er den "Bürger, der nicht richtig spricht, aber mehr Recht sprechen wird, als der richtig sprechende Rechtsprecher". Und sein Rentier Buffey tut sich rechts und links um, in bürgerlichen so gut wie in reaktionären Zusammenkünften, wo debattierend Meinungen vertreten werden, und steht vor allem seinen Mann in einer lichtscheuen "Paradegesellschaft". Das wichtigste an diesen Gestalten, die zwei Jahrzehnte lang in Glasbrenners Schriften eine bedeutungsvolle Rolle spielen, ist die Eigenschaft, daß sie sich jeder Situation gewachsen zeigen.

Daß Glasbrenner sich um diese Gestalten mit der Aufmerksamkeit eines Volksforschers, dem jede kleinste Anekdote wertvoll erscheinen muß, mühte, dazu trieb ihn ein sehr beachtenswerter kulturpolitischer Grund. Er schrieb 1838 in der Einleitung zu seiner Schrift über den echten Edensteher Rante: "Gerade in der jetzigen Zeit, wo die ganze Literatur, selbst die poetische, den Zwecken und Verhältnissen zufolge politisch und diplomatisch durchwachsen ist, . . . ist es nicht nur ratsam, sondern notwendig, das Volk, den natürlichen Menschen, mit seinen natürlichen Reigungen und Fähigkeiten zu zeichnen, damit wir keine Kulturpuppen werden, sondern Menschen bleiben." Das Evangelium Rousseaus atmet in diesem Satze: die Natur wird gegen die Kultur gestellt.

Wenn Glasbrenners Berliner Heste auch nicht von Anfang an augenfällig hohe Kulturtenenz hervortreten, so entwickeln sie sich doch schnell der ihnen zugewiesenen Aufgabe gemäß. Die bloße Aufzählung von Wizen und Anekdoten aus dem Volksleben macht einer Fassung Platz, die so nur gewonnen werden konnte, weil dichterische Kraft den aufgesammelten Stoff zusammenschloß. An jene ersten Heste von "Berlin wie es ist und — trinkt" hat Edstein gedacht, als er in seinen "Beiträgen zur Geschichte des Feuilletons" schrieb: "Die drolligen Einfälle und Witzspiele haben übrigens selbst in der plattesten Form bei Glasbrenner ihre volle Berechtigung, da er sie zur naturwahren Zeichnung seiner Charaktere braucht. Die niederen Volksklassen der preussischen Metropole sind ja unererschöpflich in solchen mehr oder minder geistreichen Capriccios; nirgends ist die Zahl der geflügelten Worte so groß wie in der Sprache der Berliner Droschkenfutscher und Hölzerweiber, und dieses ganze Feuerwerk der Laune und Schlagfertigkeit ist eine Fundgrube für die Epigonen geworden." Das heißt: sie haben ihn jahrzehntelang für die Wizen von Zeitungen und Zeitschriften immer aufs neue ausgeschöpft, und viele von seinen Scherzen laufen noch heute im Volksmunde um, manche stehende Gestalt heutiger Witzblätter geht auf seine Typen zurück, freilich ohne ein Erinnern, daß Glasbrenner sie in jenen entlegenen Schriften zuerst formte. Am Kopfe des "Kladderadatsch" liest man: "Dieses Blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Wochentage"; daß Glasbrenner mit diesem Scherze 1832 seinen "Berliner Don Quixote" ankündigte, das wissen wohl nur wenige. Wenn nicht die Entstehung des Wortes Kladderadatsch so gut verbürgt wäre, könnte man wohl darauf verfallen, auch für diesen klassischen Titel eine Vorarbeit Glasbrenners in Ansatz zu bringen. In der Szene Auf der Eisbahn — im ersten Hest "Bunte Berlin" von 1837 — ruft Krempe, als ein Beamter purzelt: Kladderadatsch! Doch David Kalifsch schlagfertiger Witz verdient schon das Vertrauen, daß er das Titel-

wort seines Blattes in glücklicher Sekunde selber formen konnte. Es fuhr ihm jählings heraus, als ein Hund einen Fisch mit Gläsern klirrend über den Haufen schmiß.

Von der Generation mundartlicher Lokaltüchtdichter, die eine Stufe älter ist als Glasbrenner, sagt Richard M. Meyer in seiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts: „Realistische Naturwahrheit, volle Porträtähnlichkeit der philistrischen Modelle erreichten sie alle; Höheres erstrebten sie nicht.“ Auf Glasbrenner paßt diese Schlußwendung nicht; er, den Meyer zwar mit sympathischen Worten würdigt, aber doch auch nur einen „Epigonen der humoristischen Dialektidichtung“ nennt, er wollte Höheres, und sein Idealismus ging vom Wollen rührig zur Tat über. In jener vormärzlichen Zeit hatte schon das ruhige Wort den Wert der herrlichen Tat, und er brauchte es nicht nur als radikaler demokratischer Politiker, den Heinrich Laube „enragiert liberal“ und einen „jungen Kaufbold“ nannte, er brauchte es eben auch als Volkserzieher. Einmal läßt er ein paar Bürger über die Möglichkeit und Nützlichkeit einer Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam plaudern; da zieht ein Buchdrucker gegen ein paar philistrische Zweifler vom Leder: „Ach, ihr schafsämlichen Philister . . . wenn heute ein Gott von'n Himmel herunterstiege, ihr knabberet ihn so lange mit Könnte's und Vielleicht's an, det keen Knochen von ihm übrig bliebe! Erklären das Troße und Tötlische in de Eisenbahnen, das kann ich nich; wer de Eisenbahnen nich fühlt, der war ursprünglich zum Nindvieh bestimmt worden un is aus Versehen Mensch geworden! . . . Könnt Ihr denn umständlich auseinandersetzen, worum der Frühling so schön is, un worum ein Sternenhimmel so nachdenkend macht, un worum der Doktor Luther ewig leben wird, un worum de Erfindung der Buchdruckerkunst so was Tötlisches, un der Bonaparte so 'ne troße Erscheinung is? Ihr dreckig denkenden Sumpfspraken Ihr, wenn Ihr nich mit den Kopp fühle n könnt, dann fragt jehscheidte Leute nich, dann jehzt zu Hause un anjelt, denn seid Ihr sicher, det keen Wallfisch anbeißt!“

Mitten in dieser hanebüchenen Philippika das prächtige Wort: das Große und Göttliche mit dem Kopfe fühlen! Dieser Appell an den gefunden Instinkt des Volkes! Das Wort eines ungeduldigen Draufgängers und Vorwärtstürmers, der seine Zeitgenossen trotz der Weiskugel des Spießbürgertums, die ihnen an den Füßen hing, mitreißend wollte hinauf in die Höhen seiner idealistischen Gläubigkeit! Er war ein Utopist auch in Sachen des Kleinbürgertums.

Meisterlich verstand Glasbrenner sich darauf, in ein und demselben Atemzuge strafend mahnender Volkserzieher und zugleich scharf angreifender Politiker zu sein. In einem Ergänzungsheft zum „Bunten Berlin“ vom Jahre 1841 unterhalten sich drei Nachwächter, und da sagt der eine, Brusenberg: „Ach wat, id fürchte mir nich, Meine Meinung kann id dreieiß aussprechen, dabor hab id Breuße jelernt, dabor bin id'n Mensch, dazu hat mir Gott den Mund jeeben. Wenn Gott jewollt hätte, daß man des aussprechen sollte, wat manche jern hören, denn hätt' er jeben Menschen uf de Zunge en Polzeikomzarius wachsen lassen. Wer sich fürcht't, wat zu sagen, wat er denkt, der doocht nischt, un wer Ursache hat, sich dabor zu fürchten, det is en Schuft. So steht et!“

Im Jahre vor der Märzrevolution, dem Hungerjahre 1847, fügte Glasbrenner seinen Berliner Heften jene Sitzung des „Ber-eins der Habenichtse“ ein. Da werden dem spießbürgerlichen Angstmeier Worte über das Wesen der Politik hingewortet, die ein heiliges Klüßen für die Sache des Volkes durchatmet:

„Das politische Lied ist das eigentliche Lied der Menschheit: es drückt die Welt mit ihren tausend Millionen Seelen und Sternen an sein Herz, und das ist doch wahrlich mehr, als die schwarzen Loden einer Dirne in Reime zu wideln. Was ist denn Politik so Schlimmes, daß die Esel und die Philister solche Furcht dabor haben? Nehmt der Sache einmal ihren raffinierten Titel, nennt sie ehrlich: un sere Geschichte, unsere Welt, und alle Scheu dabor wird aufhören. Tretet aus Eurer Hütte einen Schritt, und Ihr seid mitten in der Politik, mitten in der Welt und ihrer Geschichte. Dehn da seht Ihr Polizei Beamte, Lehrer, da seht Ihr glänzende Karossen mit sechs stolzen Pferden vorüberjagen und da werdet Ihr um eine milde Gabe angebettelt, und da seid Ihr mitten in dem, was Welt und Geschichte heißt, und Ihr könnt keinen Atemzug tun, ohne eine Menge Politik mit herunterzuschluden. Versteht Ihr nun, warum ich unsere Welt sagte? Weil wir die Politik nicht mehr als etwas Fremdartiges, Fernliegendes, sondern als unser nächstes, größtes, heiligstes Interesse betrachten sollen; weil wir . . . doch genug! Wer mich noch nicht verstanden hat, der reise nach der Tyranei China und melde sich als guter Untertan. Dumm genug ist er dazu.“

Im aufrüttelnden Hungerjahre 1847 ist das geschrieben, und dem entstammen auch die Worte, die mitten in einer heiteren Plauderei über „Berlin und die Berliner“ plötzlich auf-gellen: das Elend ist kein See, von diesem oder jenem Lande begrenzt; das Elend ist ein Strom, der durch ganz Europa zieht und seine Ufer verheerend zu übertreten droht. Gefängnisse, Barricaden, Bajonette, Zensur, Wohltätigkeitsvereine, und wie alle die Dämme heißen mögen, welche die Furcht vor der Ueberschwemmung errichtet, werden sie schützen? Und sind wir nicht die furchtbarsten Verbrecher, wenn wir uns bloß schützen wollen? Nur die Völkerfreiheit kann die Tränen und jenen Strom des Elends trocken.“

(Schluß folgt.)

Auf der Brücke über die Beresina.

Am 27. und 28. November stieg zum hundertsten Male die Erinnerung an jene beiden Tage auf, die auf einem der düstersten und furchtbarsten Blätter der Kriegsgeschichte und der Menschheit geschrieben stehen. Die Trümmer der großen Armee retten sich auf schwanken Stegen noch einmal aus der kalten Todesumarmung des russischen Winters über die im Strudel der Eisschollen dunkel und träge wie der Unterweltsfluß hinschiebende Beresina. Wohl hat Napoleon in den Kämpfen dieser Tage und in der Hinüberleitung der noch geschlossenen Heeresmassen ein strategisches Meisterstück vollbracht. Aber was bedeuten die Geistesstärke, der Heldenmut und die Aufopferung gegen die graufigen Szenen des höchsten menschlichen Elends, die sie begleiteten? In einem einzigen Gemälde des Schreckens sind hier alle Qualen des tragischen Rückzuges zusammengedrängt, und der Menschheit ganzer Jammer saßt uns an, wenn wir den Erzählungen, besonders der Deutschen, lauschem, die über diesen Fluß des Todes lebend hinüberkamen.

Die ersten Truppen, die die rasch geschlagenen Brücken überschritten, waren die noch wenig mitgenommenen Soldaten Dudinots. In der Nacht zum 27. folgten dann andere Truppen in guter Ordnung, und den ganzen Tag und die folgende Nacht passierten Mannschaften die schon durchlöchernten Brücken in ziemlich weitläufigen Kotten. Inzwischen aber waren auch von allen Seiten die zahlreicheren Verprengten des Heeres herzugeströmt und ballten sich in chaotischer Wirrnis an den wenigen Uebergängen, so daß die noch geordneten Truppen sich mit Gewalt durch sie hindurch Lutz machen mußten. Unter diesen Nachzügler spielten sich die furchtbarsten Szenen ab, wie sie Paul Holzhausen in seinem materialreichen und anschaulichen Werk „Die Deutschen in Rußland 1812“ (Verlag vom Morawe u. Schöffel, Berlin) auf Grund von Schilderungen unserer Landsleute zusammenstellt. Die Zugänge zu den Brücken waren derart verstopft, daß sie nur mit Aufbietung aller Kräfte gereinigt werden konnten. Wagen türmten sich über Wagen, dazwischen lag Hausrat und Bagage aller Art in wüstem Durcheinander. In der Hauptübergangsstelle von Studienta bedeckte diese Wagenburg, im der Vordundeite stöhnten, Frauen weinten und Kinder schrieten, eine Viertelquadratmeile. Die Wartenden, die daran verzweifelten, das andere Ufer zu erreichen, stürzten sich zum Teil in die dunklen eisigen Fluten, und mancher kam hinüber, „allein die meisten ertranken vor unseren Augen“, erzählt der bergische Leutnant v. Red. Unter dem Menschenmüel, der, wie von Furien des Entsetzens getrieben, hinüberdrängte, befand sich der Major v. Lohberg, eingekleidet wie tausende andere in die Menge. „Man folgte so nahe wie möglich seinem Vordermanne, welches oft durch die vielen sich kreuzenden Kolonnen unmöglich gemacht wurde. Hier war hauptsächlich der Augenblick, wo nur die Kraft des Pferdes und fester Sitz im Sattel rettete. Die Menschen, welche sich zu beiden Seiten mit Sächem behängt oder bepackt hatten, verloren solche sämtlich; ja, die Fußgänger behielten selbst keinen Knopf auf dem Rocke. Meinen Säbel erhielt ich nur nur dadurch, daß ich ihn zu meiner Selbsterhaltung zog und ihn hauptsächlich dazu benutzte, die Pferde meiner Neben- und Vordermänner damit auf den Beinen zu erhalten.“ Nur indem sie mit vorgehaltenen Pistolen die anderen zum Zurückweichen zwangen, gelangten sie auf die Brücke.

Ein anderer Offizier stand in dem Gedränge vor der Brücke längere Zeit auf dem Leibe einer noch lebenden Frau: „Ich fühlte die Bewegung ihres Körpers unter meinen Füßen, ich hörte ihren Schmerzensruf, und dennoch konnte ich sie erst nach einer ziemlich langen Pause von meiner Last befreien.“ Die Arme war unterdessen verröchelt. „Es war nichts Seltenes, Niedergetretene sich mit den Zähnen an die über sie Hinschreitenden festklammern zu sehen, von denen sie aber gleich den ärgsten Feinden gemordet wurden.“ Hunderte stürzten von den geländerlosen Planken der Brücken ins Wasser, wo sie unter den Eisschollen rasch ihr kaltes Grab fanden. Der ganze Fluß war mit Leichen gefüllt. In der Nacht zum 29. machten sich die letzten Truppen, die des Victorischen Korps, mit der Art durch das Wagengerümpel und die Menschenhaufen mühsam Bahn. „Wir schritten über Berge von Kadavern“, berichtet der badische Feldwebel Steinmüller. „Alles, was sich unserer Bajonettspitzen entgegensetzte, wurde niedergestoßen.“ Immer noch aber blieben Tausende am Ufer, die zu schwach und zu stumpf geworden waren, um überhaupt noch an Rettung zu denken. Man ließ als letztes Warnungssignal Wagen in Brand stecken. „Obgleich gewiß noch mehrere Tausend auf dem linken Ufer waren“, sagt Lohberg, „so herrschte doch auf demselben Grabesstille.“ Als aber am Morgen des 29. die Brücken angepfekt wurden und mit ihrem düsteren Schein das höllische Schauspiel umlohten, da kam Leben in den dumpfen Haufen. Einige wollten noch durch das Feuer ans andere Ufer stürzen, andere warfen sich in die Fluten. Wie gespenstische Schatten der Unterwelt irten sie an dem schwarzen Fluß umher oder starren mit verglasten Augen still vor sich hin, bis die Russen sie herdenweise in die grausamste Gefangenschaft trieben. Unter den Hinübergelangen war anfangs die Freude groß. Aber die Veretteten gingen zum größten Teil einem nicht minder furchtbaren Schicksal entgegen, als das, dem sie entflohen. In der nun einbrechenden Kälte von 30 Grad harrte ihrer das Erfrieren in Schnee und Eis. . . .

Kleiderschau.

Dieser einfache warme Wintermantel wird aus Flauch, Velour, Ratins oder ähnlichen doppelseitigen Stoffen hergestellt. Am besten wählt man zwei absteckende Farben, z. B. blau mit grün oder schwarz mit roter Innenseite. Die Innenfarbe bildet bei Reversstragen und Stulpen die Außenseite und damit die Garnierung des Mantels.

Man schneide die Vorderteile nach Figur 1, indem man den vorderen Rand an die Webefalte des Stoffes anlegt, doppelt heraus. Das Rückenteil nach Figur 2 wird in der Mitte im Stoffbruch angelegt und nur einmal zugeschnitten. Nachdem der Ausnäher in den Vorderteilen genäht ist, werden diese mit dem Rückenteil zu einer 1 1/2 cm tiefen Naht seitwärts und auf der Schulter verbunden. Der angeschnittene Stragen wird hinten in der Mitte ebenso zusammengenäht. Die Nähte sind nach einer Seite umzuschlagen und mit Hohlstichen auf dem Mantel zu befestigen. Nachdem die Ärmel ebenso bearbeitet sind, werden die Stulpen, nachdem sie mit einer Naht geschlossen sind, verstärkt angenäht, ebenso die Batten über die Taschen. Der Mantel wird ringsum fingerbreit nach der Außenseite umgehftet, dann wird eine 5-6 cm breite Stoffleiste darauf gesteppt. Mit vier großen Steinmuffknöpfen wird der Mantel getnöpsft. Die Knöpfe können je nach Belieben ein- oder zweireihig gesetzt werden. An Material ist erforderlich: für große Figuren 8 m und für mittel Figuren 2,75 m Stoff, 1,40 m breit.

Mantel aus doppelseitigem Stoff (auf beiden Seiten zu tragen).

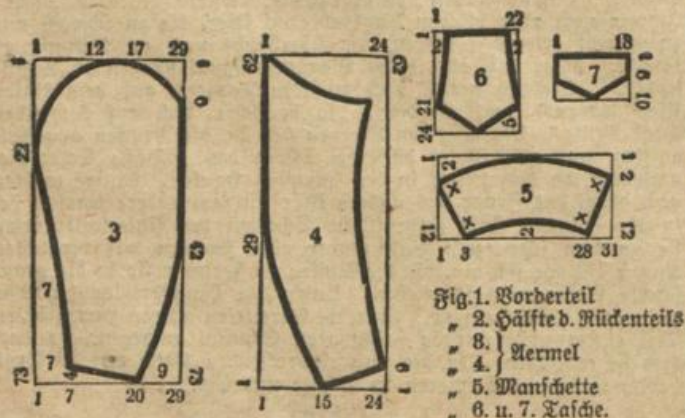
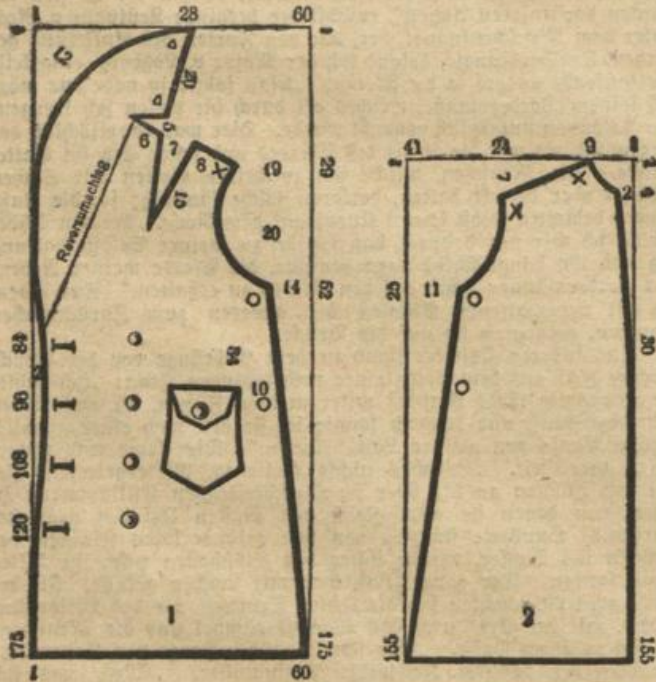
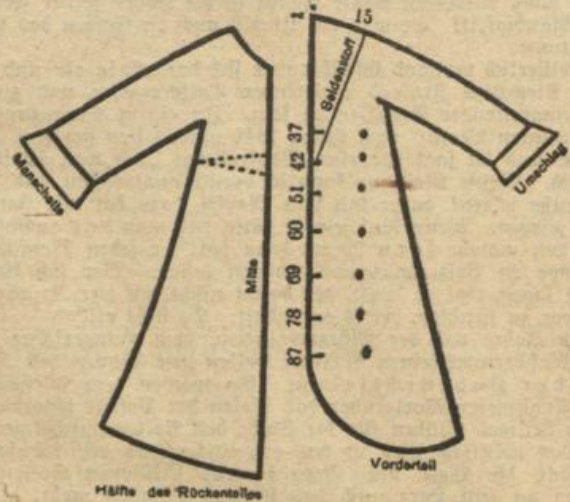


Fig. 1. Vorderteil
 2. Hälfte d. Rückenteils
 3. Ärmel
 4. Ärmelkappe
 5. Manschette
 6. u. 7. Tasche.

Kleider aus zwei Teilen. (Durch Musterstück gestülpt.)



Das Kleid wird, wie die Zeichnung zeigt, nach dem Idealschnitt angefertigt. Beim Zuschneiden sind die Revers nach Angabe der Schnittübersticht anzuschneiden. Die Außenränder der beiden Vorderteile werden mit einem 18 cm breiten Stoffstreifen glatt belegt, am vorderen Rande aufgesteppt und nach innen verstärkt. Der untere Saum des Kleides wird ebenfalls mit einem 8-10 cm breiten Stoffstreifen verstärkt, ebenso der untere Ärmelrand. Dieser Umschlag bildet die Manschette. Nachdem die Seiten- und Ärmelnähte zusammengenäht sind, wird der aufgesteppte Stoffstreifen nach innen gestärkt. Nachdem auch das Rückenteil am Halsauschnitt mit einem schmalen runden Streifen verstärkt ist, wird das Kleid ringsum auf der Außenseite zweimal gesteppt und zwar so, daß der erste Steppstich nur eine schmale Kante hervorstehen läßt. Die Revers und Manschetten werden mit Seidenstoff belegt und mit Hohlstichen aufgenäht. Vorher sind die Revers im Umschlag in der Richtung wie die Zeichnung zeigt, durchzusteppen. Knopflöcher und Knöpfe sind ebenfalls in der angegebenen Richtung anzubringen. Die großen Holzknöpfe werden vorher mit Seidenstoff bezogen. Ein 18 cm breiter schräger Seidenstoffstreifen wird in Falten geordnet oder gezogen als Gürtel unter der Brust befestigt und zwar derart, daß das linke Ende des Gürtels auf das rechte Vorderteil aufgetnöpsft wird, wie es im Wilde zu sehen ist. Zwei große Knopflöcher müssen daher ins linke Gürtelende genäht werden. Das Kleid hat den Vorteil, daß es sich ebenso bequem wie ein Mantel aus- und anziehen läßt. An Material ist erforderlich: 3 m Stoff, 1,20 m breit, 1/4 m Seidenstoff, 1 Duzend große Holzknöpfe.

Schnitte sind gegen Einsendung von 60 Pf. franko zu beziehen von *Vola Gasse*, Wendenschloß bei Köpenick, Kleiststr. 7.